

Die Geschichte eines Eselsführers.

Von Ernst Muelkenbach.

Im Februar 1869, am Vorabend von Sant' Apollonia, ist ein junger Geiger norddeutscher Abkunft, Namens Ulrich Helleling, mit seiner kleinen Kapelle von einem vielbesuchten rheinischen Ausflugsberge zu Thal. Sie kamen von einem auf halber Höhe gelegenen Wirtshaus, wo sie der Haus- tochter im Auftrage ihres Bräutigams ein Ständchen gebracht hatten. Für den jungen „Kapellmeister“ war das ein ziemlich heitler Auftrag; denn er hatte selber eine Zeitlang zu den eifrigsten Rittlern der schmargeligen Apollonia gehört. Nachdem sie ihm aber den wohlhabenden Wirtshaus aus dem Städtchen vorgezogen, war er ihr mit einer nicht seltenen Taktik gedankter männlicher Gesteht mit allerlei Aufmerksamkeiten gegen eine andere unter die Augen gegangen. Diese andere, ein blondes, hämmiges Kathrinen, wohnte gleichfalls in jenem Wirtshaus, als Magd und Kellerin. Sie war aber eine arme verwaiste Nichte des Wirtshaus und wurde also noch etwas billiger behandelt, als wenn sie ein ganz fremdes Mädchen gewesen wäre. Um so dankbarer und gläubiger, mit einem angenehmen Beigefühl befriedigter weiblicher Rede, kam sie dem Ueberläuter entgegen und heute, beim Freitritt, zu dem der Wirt die „Kapelle“ nach vollbrachter That eingeladen, hatte sie eine Anspielung des Kapellmeisters in einer Weise verstanden und beantwortet, die einem gütigen Vorwurf so ähnlich sah wie ein Ei dem anderen. Der Begrüßte aber kramte hinter seinen drei Kunstgenossen her, schweigend und in einem fast bänglichen Widerstreit der Gedanken. Er wußte sich geliebt und durfte sich sagen, daß auch seine Reizung für das blonde Kathrinen schon etwas Ernsthafteres geworden war, als ein bloßes Mähdler zum Vergnügen anderer. Gingen es doch eigentlich nicht die Partie, von der er geträumt hatte, und überhaupt kam er sich zum Chemann auf einmal noch viel zu jung und hoffnungsvoll vor.

In solchen Gedanken, die ihn mehr verwirren, als der mäßig genossene Wein, achtete er nicht so genau auf den Pfad wie seine Gefährten. An der letzten Weggabelung, als sie schon die ersten Lichter des Städtchens dicht vor sich sahen, glitt der Kapellmeister auf einem der runden Pfadersteine aus, nahm im hilflosen Vorwärtsstürzen noch die Bahngänge seines Vordermannes mit, stollte wider das haltlos morose Straßengeländer und mit diesem jeßn Schwung tief in einen Weinberg, wo er bewußtlos liegen blieb. Die Musiker, erleuchtet durch den Schrecken, schafften eine Bahre herbei und brachten ihn mit Hilfe einiger Bürger ins Spital.

Aus diesem wurde er sechs Wochen später entlassen, mit einer im ärztlichen Sinne unbedeutenden Verletzung der einen Hand, die ihn nur leider zu aller Art Geigenpiel unfähig machte, und mit der dringenden Warnung, es wenigstens ein paar Jahre lang mit seinem Blasinstrument zu versuchen, da sich sonst bedenkliche Rachwehen einstellen könnten. Das blonde Kathrinen hatte ihn besucht und gepflegt, so oft und so lange es irgend abkommen konnte. Sie hatte mit Entschiedenheit erklärt, daß es sich ihm jetzt erst recht verbunden fühle und ihn nie verlassen werde; er hatte es ganz anders lieben gelernt, als zuvor irgend eine weibliche Bekanntschaft seiner leichteren Musikantenjahre. Aber was konnte er ihr noch bieten? Und wie sollte er nur sich selber behelfen? Gelernt hatte er außer seiner nunmehr für ihn unmöglichen Kunst gar nichts. Er stand allein in der Welt, und seine Ersparnisse waren so gering, wie man es irgend von einem sechsundzwanzigjährigen Musikanten erwarten kann. Selbst der kleine Vorrath wußte da keinen Rath. Er versah dem „Kapellmeister“ großmüthig den Unter- gang seines Instrumentes, und unter- handelte sogar mit dem beiden anderen ein paar „Goncerte“ für den Ver- gangenen Abend, welchen sie sich zu „Kapellen“ rufen. Das blonde Kath- rinen aber trat eines Abends vor den Verlobten im Auftrage des Oheims — die schwarze Apollonia hatte eben Hochzeit gemacht — mit der Frage, ob er es einwilligen als Eselsführer versuchen wolle?

Damals besaßen noch zahlreiche Ein- wohner des Städtchens je ein bis zwei Esel, die während der Touristenzeit am Fuße der Berge hielten, um unter Ob- hüt eines Führers Damen und Kinder, auch wohl Holländer und andere des Zeitgeistes ungewohnte Herren in die reineren Lüste zu tragen. Der Führer hatte des Esels zu warten und unter- wegs den Reisenden die Gegend zu er- klären. Dafür hatte er gewanzig Pro- zent Anteil, was auf die Tour und den Esel zwei bis vier Groschen aus- machte, und was die Reisenden über die Tage zahlten, gehörte ihm untermi- telt. Es war indeß ein tiefer Strang zu diesem Amt von dem eines „Kapell- meisters“, aber bei genauer Betrachtung ließen sich vielleicht einige Ähnlichkeiten herausfinden.

Somit trat Ulrich Helleling zu Oheim seine neue Laufbahn an, als Führer einer großen holländischen Esel- karawane, die auf den anmutigen Namen „Amanda“ hören sollte und unter seinem Vorgänger recht ruppig gewor- den war.

Unter seinen neuen Bekanntschaften hatte er vorerst einen schmerzlichen Stand. Sie hielten als „Einheimische“ zu- sammen und ließen keine Gelegenheit vorüber, ihm mit seinem früheren Beruf, seiner „Kapelle“ und seinem „Sonntagsdeutsch“ zu hänseln. Um so besser gefiel er demnächstigen Reisenden. Sie bevorzugten ihn demgemäß, so daß sich der Spott der „Kollegen“ allgemach in eine Art nachdenklichen Reid ver- wandelte. Dazu trug aber auch sehr der Wechsel in Amanda's Aussehen und Benehmen bei. Der Esel besitz in weit höherem Grade als sein großer Vetter die Fähigkeit, selbst bei dauernder Miß- handlung nur „Rückweis zu brechen.“ Er wird auch von der Mehrzahl seiner Brothrerer danach mißhandelt, um so rüchrichtiger, da er ja so viel kleiner ist als das Pferd und mit seinen tier- lichen Hüften auch seinen tiefsten Ge- fühlen nicht so vollständig Ausdruck zu geben vermag. Ulrich Helleling aber war von Haus aus thierlieb, und was ihm an der Praxis der Eselsföhrer abging, wurde ihm von einer beige- bracht, die auf ihn und Amanda die ganzlichen Hoffnungen setzte. Ehe der Sommer verging, gab es im ganzen Gebirg keinen zufriedeneren und fol- lich einträglicheren Esel als Amanda; und als die „Saison“ geschlossen hatte, die Reisenden rar und die Esel billig wurden, konnte Ulrich Helleling nach Kathrinen's Plan den zweiten Streich wagen. Während seine „Kollegen“ ihren Sommerverdienst in Wirtshäu- sern und Karnivalsvereinen ausgaben, kaufte er dem Oheim Amanda und ihren Stallbruder Felix ab und spannte sie vor ein Wägelchen, mit dem er einen Botendienst nach einem benachbarten Winterturort einrichtete, zweimal tägl- lich hin und zurück. Das graue Ge- spann bewährte sich auch in dieser neuen Stellung. Anfangs der nächsten Saison hand es frisch und wohlgeputzt wie- der am Halteplatz ob dem Städtchen. Ulrich Helleling war nun Eselsführer auf eigene Rechnung, sogar schon mit einem Stalljungen, und zugleich or- ganisatorischer Ehemann. Sie hatten sich ein kleines Anwesen an der Straße, unfern der Wirtshaus des Oheims gepachtet, mit einer offenen Vude davor, in der die junge Frau allerhand „Andenten“ verkaufte, Glasbecher, Rheinströme und Gesellen aus Pappmache mit der Unter- schrift: „So sehen wir zwei uns wie- der!“ Als aber das Geschäft im besten Gange war, versetzte der Strom der Reisenden mit einem Schlage — der große Krieg war ausgebrochen.

Bisher hatte Kathrinen mit weib- lichem Scharfblick für alle kleinen und heimlichen Vortheile die gemeinsamen Unternehmungen geleitet. Nun sie aber vor dem Gewaltigen rathlos stand, griff der Mann mit entschlossenem Wagemuth ein. „Wenn es für mich und die zwei hier nichts zu verdienen giebt, so ziehen wir eben mit. Wir haben ja doch das Wägelchen.“ Und sie jagen „alle drei“ mit als fahrende Hülfs- und Feldkantine eines Batail- lions aus der nächsten Garnisonstadt.

Amanda und Felix blieben im Kriege. Ihr Führer lehrte im nächsten Frühjahr in das Häuschen am Berge zurück, wo ihn nebst der erfreuten Gat- tin ein zwei Monate alter Stammes- erbe mit großer Stimmkraft begrüßte. Aber auch er brachte — außer schönen Baarmitteln — etwas ganz Neues mit: nämlich ein Paar Esel von einer Rasse, dergleichen man in dieser Gegend noch nie erlebt hatte.

Die gesammte einheimische Sachten- nerschaft auf zwei und vier Beinen schenkte sich in der Betrachtung dieser Neuheit einig. Selbst Frau Kathrinen betrachtete die beiden winzigen, schwarz- braunen Franzosen mit Kopfschütteln. Aber ihr Gatte verteidigte seine neuen Reithiere mit überlegener Ruhe. „Größer werden sie nicht mehr, aber sie tragen ihren Menschen so gut wie die großen holländischen Esel. Sie sind nicht so pomadig, wie die, und auch nicht so thöricht. Uebrigens heißen sie „Wörth“ und „Sedan“. Das ist schon allein Geld werth.“

Niemals hatte der ehemalige Musi- kanten Ton glücklicher getroffen. Die französischen „Eseln“ wirkten mit dem dreifachen Reiz der Versteht, des Aus- ländischen und des Patriotismus. Damen und Kinder wollten womöglich nur auf ihnen reiten und photographirt werden; Herren, besonders solche, die nicht mit im Kriege gewesen waren trübten an ihren Namen und Anblick gründliche Erörterungen über Schlach- tenpläne und belohnten das schmun- delnde Nicken des Führers mit reich- lichen „Bourriquets“ befähigten auch im übrigen den Scharfblick ihres Er- werbers. Mit ihren winzigen Hüften fest und elastisch wie Stahl, traben sie unter der gleichen Last mindestens so sicher und weit über die seltsamen Pfade, wie ihre wohlbeliebten grauen Kollegen aus der niederdeutschen Ebene. Vor allem erwies sie sich frei von der Reizung, unterwegs den tiefsten philo- sophischen Problemen nachzuhändigen und in solcher Vertieftheit plötzlich an einem besonders schwindeligen Abhänge stehen zu bleiben oder aber die Keiterin hart gegen eine Felswand zu drücken, — was Ulrich Helleling mit dem Aus- druck „thöricht“ bezeichnete, wo es doch nur der Zug weltfremder Gelehrten- thums war, der in jedem deutschen Esel steckt. „Wörth“ und „Sedan“ be- schränkten sich im Geiste ihrer Nation auf die sogenannte praktische Lebens- philosophie; sie dienten dem Augen- blick und wußten sich die Kunst ihrer

mehr oder minder schönen Reiterinnen mit einem so selbstbewußt aufmerksamen und gefälligen Benehmen zu sichern, als hätten sie die förmlichen „maximales“ reflexions morales“ ihres Dandmanns La Rochefoucauld unter den schwarzen Langohren verkauft.

Nach drei Sommern verfügte Ulrich Helleling bereits über sieben „Bourriquets“ nebst sechs Treiberjungen und konnte es verschmerzen, daß dieser und jener keine Konkurrenz seine Idee nachmachte und sich einen von den „neuen Eseln“ ankaufte. Es war da überhaupt eine Zeit allgemeinen Speculirens und „Unternehmens“. Auch an Ulrich Helleling trat die Ver- suchung bestig und plötzlich heran, gerade als man in dem inzwischen schon lässlich ermordeten und statlich er- weiterten Häuschen einen neuen Familien- zwanzig erwartete.

Er hatte persönlich mit seinen zwei Stammeseln eine Gesellschaft auf den Berg geleitet; denn es war „Hoch- saison“, und übrigens war er mit der Zeit ein Fanatiker seines Berufes ge- worden, — wenn er nicht mindestens ein paar mal des Tages „einen Esel ge- trieben“ hatte, schielte ihm etwas an seinem Abendfrieden. Jene Gesellschaft kam aus der großen Stadt, deren Riefendom man vom Berge am Hor-izont bläulich auftragen sieht. Es waren ein paar Schauspielern, ein Alt- licher, als Lebensmann bekannter Rechts- anwalt und ein jugendlicher Ban- direktor, von dessen „Vrelnglück“ man Wunderdinge erzählte. Ulrich Helle- ling dachte daran, als er mit seinem Pärchen dergab wanderte. Fast weh- müthig überflog er das Stämmchen, das er und sein Kathrinen bisher mit so viel Mühe und Fleiß für die Kinder ergrübt hatten. Es trug auf der Sparrasse kaum zehn Mark jährlich. Aber man erhalte von Leuten, die mit einer gleich geringen Einzahlung in der Bank jenes Herrn im Handumdrehen Hunderte von Mark gewonnen hatten. „Nüchtlig blieb „Sedan“ stehen, die Augen grauen Augen nach einem Gegenstand richtend, der abseits im Gin- nter lag. Ulrich Helleling hob das Ding auf; es war eine Brieftasche mit dem Namen des Bankdirectors, die voll großer Banknoten.

Die Herrschaften sahen droben beim Esel, als der Eselsführer mit seinem Eseln wiederkam und den Hund über- reichte. Die Damen musterten den re- lichen Finder ganz verwundert. Der Director überblätterte gelassen die loth- baren Scheine und sprach Ulrich Hel- lering einen zu. „So“, sagte er, „hier sind zehn Prozent für Sie.“

Ulrich Helleling fuhr fast erschrocken zurück. Dann sagte er sich ein Herz und brachte frotternd eine Bitte vor. „Mal wieder“, sagte der Rechts- anwalt trocken. Der Director aber dachte Ulrich mit einem merkwürdigen Ernst in's Gesicht. „Hören Sie mal“, sagte er langsam, „Sie sind ein ehr- licher Kerl und haben Weib und Kind. Da will ich Ihnen doch noch einen Vor- schlag machen. Der Fünftelbuntmarkt- schen gehört Ihnen, und hier haben Sie noch zwei blaue dazu; aber mit der Bedingung, daß Sie den Mammon nicht in „Papierden“ anlegen, wie Sie da eben vorhaben. Bringen Sie ihn auf die Sparrasse, oder kaufen Sie sich meinetwegen Esel dafür, aber seien Sie selber treuer. Wollen Sie mir das versprechen? Schön. Hier, trinken Sie ein Glas Selt darauf, — und nun bleiben Sie ehrlich. Adieu, Herr Kol- lege!“

Als Ulrich Helleling von dieser Tour in sein Haus zurückkehrte, war dort ein Lötcherrchen angekommen; und als er sich nach mehreren Tagen von diesem freudigen Ereigniß so weit er- holt hatte, um wieder auf die Gespräche seiner Gefährte zu achten, waren sie alle nur auf ein Wort gefimmt. Vor die- sem einfüßigen Zaubermotter „Straß“ stürzte gleich vielen Wundermenten der Börsenbankluth auch jene glückhafte Bant mit erschrecklichem Varmen zu- sammen; ihr Director aber war mit dem leidenden Knall eines Revolvergeschusses „zurückgetreten“, vier oder fünf Tage, nachdem er den besten Rath seines Ban- kierlebens erteilt hatte.

„An den Rath haben wir uns ge- halten“, sagte man Ulrich Helleling, als er etwa sechs Monate später — und bei einer guten Erdbewölkung seine Lebensgeschichte kennen gelernt hatte. „Und wir sind dabei vorangekommen.“ Er durfte es sagen. Seit sieben Jahren besaß er mit seinem Kathrinen das Anwesen ihres Oheims. Sie hat- ten es mit Weinbergen und allem son- stigen Zubehör den verschuldeten Erben abgekauft und wieder in ein recht hübs- ches Gasthaus verwandelt. Vor unsern thätigen Laubfingern wogte profes- sionsdicht das Laurischenvoll bergan und bergab, und die verschönten Damen- löstüme schwankten farbenbunt auf dem Rücken kleiner und großer Esel im Zuge mit. Ulrich Helleling besaß dieser an- genehmen Thiere zur Zeit gerade vier- zehn, für die er einen richtigen Markt- all am Fuße des Berges, mit Futterboden, Treiberwohnung u. gebaut hatte. „Wörth“ und „Sedan“ waren freilich schon seit Jahr und Tag eingegangen. „Mit dem „Wörth“ hab' ich meine letzte Tour gemacht“, sagte Ulrich Hel- lering leise. Die Frau strich ihm über das Haar: Mein Mann hat jetzt so viel daheim zu thun, — und dann geht es ja auch nicht mehr wegen der Fremden und wegen der Kinder.“ Dies sagte sie erklärend zu mir, doch eigentlich langsam wie beruhigendes Zu-

sprechen, und der Mann nicht wider- ergehen. — Ihr Sohn hatte eben Leuer das Einbürgerungsgeld auf einer Real- schule erworben und war zur gründ- lichen Erlernung des „modernen“ Hotelbetriebs in einem berühmten Gastmann in Mainz eingetreten, und die Tochter sollte im Herbst aus einem Mädchenstift heimkehren.

Run soll ja auch nächstens eine Zahnradbahn auf den Berg kommen?“ fragte ich.

„Ein Jahr oder zwei wird's wohl noch dauern“, erwiderte Ulrich Hel- lering fast schwermüthig. „Die Trace haben sie vorläufig abgemessen. Sie geht der Länge nach durch meinen Grundbesitz. Und unten, wo mein Stall ist, da wollen sie den Bahnhof hinhaben.“

Ein paar Jahre darauf wurde die Bahn ausgeführt, und Ulrich Hel- lering machte, wie ich zufällig hörte, ein sehr gutes Geschäft dabei. Im nächsten Jahre verheiratete sich seine Tochter mit einem Ingenieur, der den Bau ge- leitet hatte. Kurz nach der Hochzeit verkauften die Alten den Rest ihres An- wesens, um sich als Rentner in eine Stadt zu beziehen, und ich hörte weiter nichts mehr von ihnen.

Im vorigen September suchte ich zu- erst einen hüben Berg auf, der etwas abseits vom Rhein über einem altfrän- kischen Fleden liegt und seinen wohl- verdienten „Stern“ eintheilen noch nur in den mündlichen Reiseberichten landeskundiger Fuhrwandler führt. Am Ausgange des Fledens, unter der Thür eines hübschen Landhausens, stand ein Mann in grüner Joppe, mit grauem Knebelbart, und begrüßte mich freundlich. Es war Ulrich Hel- lering.

„Ich mußte nun hinein und mit mir von ihm und dem gleichfalls schon recht grau gewordenen Kathrinen bei einem Glase eigenen Wachstums erzählen lassen. Sie hatten sich hier niederge- lassen, weil es ihnen im Städtchen doch nicht heimelig werden wollte. Der Sohn war seit zwei Jahren Eidam und Zehnhaber eines tüchtigen Gasthofes- berrers irgendwo an der Waterlant, und der Tochter ging es „auch sehr gut“. Sie lebte mit Mann und Kindern in einer idyllischen Industriestadt, wo der Mann Betriebsdirector war, — und nächstes Frühjahr kommt sie mit den Kindern wieder auf vier Wochen zu uns.“

„Nun müssen Sie aber auch die Amanda sehen“, sagte Herr Ulrich zum Schluß und führte mich zu einem hübs- chen, luftigen Stall, in dem ein großer hellgrauer Esel seiner Herrschaft ver- traulich entgegenredete.

„Für die Gegend hier herum paßt diese Rasse besser“, sagte Ulrich Hel- lering entschuldigend und strich der neuen Amanda über das wohlgepflegte Fell. „Sie hat jetzt faule Tage, — wenn unsere Entleider hier sind, giebt es genug für sie zu thun. Nur — so ab und zu, — wissen Sie, meine Frau ist nicht mehr so gut zu Fuß, und sie ist doch die Bergausicht gewohnt. ... Was mein Du, Kathrinen? Heut was' gerabe noch so ein schöner Tag.“

„Das heißt, wenn wir Sie nicht sichten!“

„Sie können mir kein größeres Ver- gnügen machen“, versicherte ich. So stiegen wir alle drei oder vielmehr alle vier den Hügel hinauf. Ulrich Hel- lering schritt in Führerhaltung darauf neben seiner Dame. Hin und wieder erklärte er ihr die Aussicht, von der eigentlich vor lauter Goldstaub nichts Bestimmtes zu sehen war und die sie demuthlich längst kannte; sie aber hörte gefällig lächelnd zu, und ich sann dem wunderbaren Kreislauf eines Le- benszuges nach, der sich mit dem Traumspiel des Abends noch einmal zur Arbeit des Morgens zurückverliert.

Das gefälschte Testament.

Kriminalgeschichte von R. v. Arx.

Ich war ein junger Advokat ohne große Praxis, und konnte mir daher meine Klienten nicht nach Wunsch aus- suchen.

Eines Tages wurde ich bei meinem Nachmittagsbuche durch den Diener un- terbrochen, der mir eine Dame meldete. Rath eilte ich zu dem Geschäftszimmer. Dort lag eine Frau, die sich bei meinem Eintritt erschrocken erhob. Ich sah sie, Platz zu befallen und fragte, womit ich ihr dienen könne. Erst nach einer kleinen Weile antwortete sie, und zwar in einer erschrockenen, nervösen Weise, das Zimmer mit ihren Widen durchsuchend, als ob sie fürchtete, es sei noch sonst Je- mand zugegen. Ich bemerkte, daß sie, trotz ihrer soliden Toilette, nicht das Aussehen einer feinen Dame hatte; da sie jedoch einen dichten Schleier trug, konnte ich ihre Züge nicht unterscheiden, wohl aber stahlen sich vereinzelt graue Haare durch den Schleier.

Endlich begann sie: „Ich bin Miß Howard vom Graham Square, und möchte bei Ihnen mein Testament machen.“

Unwillkürlich fuhr ich auf, denn ob- gleich ich diese Dame nie zuvor gesehen, war sie doch schon oft der Gegenstand nachbarlicher Klatschereien und Klatsch- erien gewesen. Man sagte von ihr, daß sie sehr verdorben sei, aber allem Anschein nach hätte sie der Welt ent- sagt, denn seit fünf Jahren hatte sie sich in ihrem Hause von der Welt abgesperrt und sah Niemand als ihre Dien- sterschaft. Meine Neugierde war des- halb durch den Gedanken gereizt, daß ich bestimmt war, das Testament dieser

excentrischen Alten zu machen. Indem ich eine Feder zur Hand nahm, erluchte ich um genaue Legitimation und die Details ihrer Entschickungen. Sie gab diese an: „Das ist sehr einfach, ich wünsche, daß mein ganzes Vermögen auf Mr. David Simpson in der Stafford Street übergeht. Ich war niemals verheiratet und ich will mein Testament derartig abgefaßt sehen, daß alle Reklamationen von Seiten etwaiger Verwandten abge- schnitten sind. Ich wünsche ferner, daß Sie mein Testamentsvollstreckter seien.“

Nachdem ich ihre Instruktionen notirt hatte, fragte ich, wann es ihr passen würde, das Dokument zu unterzeichnen. Wenn Sie es bis morgen Abend anfertigen könnten, würde ich dann wiederkommen. Außerdem möchte ich gern, daß ein Arzt zugegen wäre, als Zeuge meiner Unterzeichnung. — Ein junger Doktor womöglich.“

„Haben Sie sonst keinen Wunsch, der im Testament erwähnt werden soll?“

„Nein, nichts“, sagte sie sich er- hebend, „aber geben Sie wohl Acht, daß es rechtsgültig alle Verwandten aus- schließt.“ Mit der Versicherung, daß Alles nach Wunsch geschehen würde, half ich ihr in das Cab, welches auf sie gewartet hatte, dabei bemerkte ich, daß sie beim Gehen leicht hinkte.

Das Testament arbeitete ich nach ih- ren Weisungen aus. Am nächsten Abend kam sie mit ihren Zeugen, acht- baren Bürgern, pünktlich wieder; da der Doktor zugegen war, geschah die Unterzeichnung sogleich, dann stellte der Arzt ihr, wie sie verlangte, ein Zeugniß aus, daß sie bei völliger Gei- stesklarheit sei, und dieses wurde nebst dem Testament in meinem feuerfesten Schrank aufbewahrt.

Die ganze Geschichte war mir schon entsallen, als mir eines schönen Tages der zum Erben bestimmte Mr. Simp- son meldete, daß Miß Howard gestor- ben sei.

Nach dem Begräbniß besprach ich die Angelegenheit mit Mr. Simpson und theilte ihm mit, daß er einziger Erbe und ich Testamentsvollstreckter sei. Er schien mir diese Nachricht sehr gleichgül- tig aufzunehmen, drückte aber den Wunsch aus, daß Alles schnell realisiert werde. Unsere Besprechung war sehr kurz und ich empfand einen sehr starken Widerwillen gegen diesen Mann, der, wie ich erfuhr, bei der verstorbenen Dame als eine Art Geschäftsführer fungirt hatte. — Meine Pflicht als Voll- strecker ihres letzten Willens legte mir das Annonciren ihres Todes in allen Hauptblättern des Königreiches auf, und etwas Neugierde, zu erfahren, wer die Verwandten dieser Dame waren, die sie so sorgfältig enterte, war wohl ein wenig mit im Spiele. Ich erreichte meinen Zweck, denn im Laufe der näch- sten Tage machte mir ein junger Herr, Namens Edward Howard, seine Auf- wartung, der sich mir als Neffe des ver- storbenen Fräuleins Howard vorstellte. Er war erköstlich weit mehr über den Tod seiner Tante betrübt, als über seine Enterbung. Er theilte mir mit, daß er gegen ihren Wunsch vor fünf Jahren ein Weib heimgeführt habe; sie hatte seine Frau nicht anerkennen wol- len, und obgleich er mehrere Male Briefe an sie abfandte, erhielt er niemals eine Antwort.

Einige Wochen später, als ich eines Abends von einer Konsultation heim- kehrte, wurde meine Aufmerksamkeit durch die Gestalt einer Frau, die vor mir herging, gefesselt. Sie eilte vor- wärts als ob sie einer Beobachtung entgehen wollte, aber in ihrer Haltung und ihrem etwas hinkenden Gang lag etwas mir Bekanntes. Als sie einen hellerleuchteten Theil der Straße passirte und sich umwandte, gelang es mir, ihr Gesicht zu sehen, und plötzlich wußte ich, wo die bekannte Gestalt hinging. Es war Miß Howard.

Dies war irgend etwas nicht in Ord- nung. Ohne Ueberlegen ging ich vorsichtig hinter ihr drein. Sie betrat nach kurzer Wanderung die Office eines Hotels, in dem ich nicht unbekannt war. Ich hörte, wie sie sich nach Zimmer 13 er- kundigte, und folgte ihr nach oben. No. 12 war ein kleiner Parlor nebst Badezimmer. Ich schlüpfte hinein, die Wände waren nicht dicht und zudem führte von dem Badezimmer eine Thür nach No. 13. Bei athemlosen Laufschrit- ten konnte ich der Unterhaltung so einig- mäßig folgen.

Wald unterschied ich drei Stimmen, zwei männliche und eine weibliche. Mehrere erkannte ich zuerst, wenigstens bildete ich mir ein, daß es die Stimme jener Frau war, die vor einem Jahre ihr Testament bei mir gemacht hatte. Die Mannesstimme war mir fremd, die zweite aber war sicherlich Simpson's Stimme, eine Entdeckung, die mich nun nicht mehr in allzu großes Erstaunen setzte.

Die Wahrheit durchdrachte mich Hirn, und ich erkannte, daß man mich zum Werkzeug für eine der gewagtesten Bet- rügereien gemacht hatte.

den Verkauf der Eigenschaften beschleu- nige, ohne daß wir Argwohn bei ihm erregen. Je rascher wir uns davon losmachen, desto besser. Ich bin nur froh, daß der junge Howard seine Nach- forschungen machte. Aber Gines ist ge- wis, wir müssen die Alte sofort auf und davon schicken, oder man könnte sie erkennen. Sie hat sich ja in letzter Zeit kaum herausgewagt und ist des Ver- heid- spiels satt. Nicht wahr, Alte?“

„Ja, wahrhaftig!“ war die Antwort, „ich möchte lieber heute die Morgens fort. Ich wollte übrigens, Du hättest Dich mit der Hälfte der Erbschaft be- gnügt und dem Howard die andere Hälfte gelassen, wie das Testament be- stimmt, daß dieses zu verbrennen und mich zu dem, was ich gethan, zu ver- leiten.“

„Späre Deine Reue Dir für eine andere Gelegenheit auf. Alte; jetzt bist Du nicht ab — aber ich will Dir etwas sagen, ich habe da eine Idee —“

„Ich warte nicht ab, welche Idee er entwickeln würde, sondern verließ mit aller Vorsicht meinen Lauscherposten und verstandigste zunächst einen der Hotelbetriebs, das Trio in No. 13 nicht aus den Augen zu lassen, bis ich zurückkehrte.“

Dann setzte ich mich unbedürftig mit Scotland Yard in Verbindung und in weniger als einer Viertelstunde waren schon zwei der gewiegtesten Be- amten zur Stelle.

Die Bögler waren noch sämmtlich im Rest. Im nächsten Augenblick be- fanden wir uns in No. 13. Rächelnd und nickend sahen die Beamten sich um. Die Frau fiel in Ohnmacht. Ohne Schwierigkeit verfrachten wir uns der Männer und eine halbe Stunde später hatten wir sie wohlbe- halten auf Nummer Seiger. Ehe sie in's Verhör kamen, lag die ganze Ge- schichte offenkundig vor uns da. Die Frau, welche bei mir die Rolle der Miß Howard gespielt hatte, war deren Haushälterin und die Mutter jenes Simpson, zu dessen Gunsten sie das Testament abfaßt ließ. Der andere Mann ein Advokatenscheiber, der ihm die ausführung solchen Planes plan- lich gemacht hatte. — Die Zurückgegen- heit der Frau Howard's und meine eigene Unvorsichtigkeit hatten ihr Komplott bald zum Reussiren gebracht, wozu mein zufälliges Begegnen und Wiederere- nnen der Haushälterin nicht darzuweisen getreten. Alle Drei wurden zu Zucht- haushausstrafen verurtheilt. Mir aber hat der Fall eine Lehre für das ganze Leben gegeben.

Ein rührende Episode.

Eine rührende Episode aus der fran- zösischen Revolution erzählt nach der Berliner „N. Z.“ Professor Dr. A. Klein-Schmidt im Juni-Heft von Westler- mann's „Illustrirten Deutschen Monatsheften“. Es handelte sich um die Schicksale der schönen Fürstin Kosalie Domborsira, die sich in Paris 1793 durch zwei an die Durbary gerichtete Briefe verächtlich gemacht hatte und im Oktober des genannten Jahres verhaftet worden war. Kosalie, schon vor ihrer Verhaftung das ihr drohende Schicksal ahnend, bemühte sich, ihre Verwandten in Polen für ihre gefahr- dete Lage zu interessieren. Als sie von Polen nach Frankreich gegangen war, hatte sie zur Hilfe für ihre Kammerfrau ein einfaches Landmädchen mitge- nommen, das französisch sprechen lernte. Die Fürstin ließ nun diese Dienerin kommen und fragte sie, ob sie Liebe ge- nau für sie, die Fürstin, hege, um ihr einen Dienst zu erweisen. Das Mäd- chen triete nieder und antwortete, sie würde gern ihr Leben opfern. Kosalie ließ sie auf das Kreuzfahrtschiff, daß sie ihren Willen vollstrecken wollte, hoch ihr den Kopf auf, kamme ihm, hoch ihn wieder zu und redte ihn mit Haar- nadeln um den Kopf auf; dann erin- nerte sie das Mädchen an ihren Eid und forderte, es möge nach Polen reisen und dem Fürsten Domborsira erzh- len, was sie hier soeben mit ihm ge- than habe; es solle dann, ebenso wie jetzt vor ihr, vor ihm niederknien und ihn bitten, er möge es lämmen, bis da- hin aber solle es seine Haare nicht an- rühren. Nachdem die Fürstin also ge- sprachen, gab sie dem Mädchen Reise- geld und sagte: „Hier ist Alles, was ich Dir geben kann; zu mehr bin ich nicht im Stande. Seit lange erhebt sich kein Geld aus meinem Vaterlande. Sieh zu, daß es Dir auf dem ganzen Wege reicht. Kosalie entließ die Die- nerin weinend; diese zog in Bauern- kleidern zu Fuß davon, passirte unan- gefochten die Grenze und suchte sich in Deutschland so sicher, daß sie Passanten um einige Groschen bat, um bisweilen zur Erholung ein Fuhrwerk zu benut- zen. Nach zwei Monaten erreichte sie Polen und that ganz, wie ihr die Fürstin befohlen hatte. Der Fürst flocht ihr die Haare los, da fiel ein Papier her- aus, das er aufgriff; er las den In- halt, brach in Thränen aus und schloß: „Armes Kind!“ — Inbessen die polnischen Verwandten der Domborsira konnten nichts ausrichten; die Grenzen Frankreichs waren geschlossen; nach wiederholten Versuchen, einigen Aufschub des über sie verhängten Ur- theils zu erwirken, und nachdem sie noch in der Conciergerie alle Welt durch ihre Schönheit bezaubert hatte, befieg die Unglückliche am 14. Juni 1794, 26 Jahre alt, das Schaffot.

„Alle Jahre zweimal nehm' ich e Bad, ob ich's nöthig hab' oder nit!“